Jahrgang 25

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1917.

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch Max Kirstein, Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59. Fernsprecher Amt Zentrum 10 809 u. 10 810.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.



Berlin, den 27. Januar 1917.

Wilsons Weltordnung.

Am dreiundzwanzigsten Januartag wird, nach Menschenvoraussicht wohl ein Jahrhundert lang, von jedem Kalender, jeder Gedächtnißbrücke der Satz leuchten: „Wilsons Friedensbotschaft an den Senat der Vereinigten Staaten.“ Bedarf der Satz einst, nach gewaltigem Menschheiterlebniß, der Erläuterung, dann wird zum Enkel der Ahn, zum trägen der wache Kopf sprechen: „An diesem Tag, dem neunhundertfünften des ungeheuren Krieges, hörte die Welt die erste Stimme, die in klaren, gründlich vorbedachten Worten, nicht im Schleier zager Wünsche, den Weg in die Möglichkeit haltbaren Erdfriedens wies.“ Ob der Weg früh oder spät, froh oder scheu beschritten, ob der R ath, ihn zu betreten, morgen mürrisch abgelehnt werden wird, kön nen wir heute nicht voraussehen; und sind dennoch gewiß, daß k ein Sturm der Horen diese Botschaft je wieder wegzuwirbeln ve rmag. In der dunklen Wurzeltiefe der Seelen wirkt sie fort und muß die Zahl der zu redlichem Frieden Willigen allgemach so m ehren, daß in den Ländern mündiger Völker keine Macht ihnen auf die Länge widerstehen kann. Drei Fragen blicken uns an: Zu w em, von wem, was ward gesprochen? Die erste Frage ist rasch bean twortet. Nach der am siebenzehnten September 1787 von Georg e Washington unterzeichneten, vom Volkswillen in Rechtskraft er hobenen Verfassungurkunde ist alle Gesetzgebergewalt dem Kon greß der Ver-

einigten Staaten anvertraut, der aus dem Senat und dem Abgeordnetenhaus besteht. Jeder Staat wählt, auf sechs Jahre, zwei Senatoren; wählbar ist, wer mindestens dreißig Jahre alt, seit neun Jahren Bürger der Vereinigten Staaten und am Tag der Wahl Bürger des Staates ist, der ihn wählt. Jeder Senator hat eine Stimme; die Stimme des Vicepräsidenten der Republik, der dem Senat vorsitzt, ist nur giltig, wenn ohne sie Stimmengleichheit, ein Senatsbeschluß also nicht erlangbar wäre. Das Wesen des Mannes, das zu dem Oberhause sprach, ist hier manchmal betrachtet worden. Nicht im Tagwerk eines Roders war das Dickicht zu lichten, das diesen Präsidenten umwachsen hatte. Im Drang des Geschehens, dem sich Schicksal entbindet, kann Vorurtheil Verhängniß werden. Ist der wahre Wilson nun erkennbar?

Während in dem Dreimännerkampf Taft-Roosevelt-Wilson die ersten Lanzen splitterten, gab ich Zweifeln an der Wahl des (damals in Deutschland ungemein laut gerühmten) Herrn Roosevelt Ausdruck und sagte, ich glaube nicht, daß ein Volk von dem jugendlich starken Vernunftwillen und dem fröhlichen Idealismus der Sternenbannermenschheit zum zweiten Mal sich ein Oberhaupt wählen werde, das in die Grimasse eines Straßenplakates erstarrt scheine und, mit hellem Verstand und unbestreitbarer Thatkraft, mehr doch an einen Feuer-Ausrufer als an einen kühlen Wäger der Alltagspflicht erinnere. Darauf antwortete mir privatim einer der ersten und klügsten Finanzkapitäne der Vereinigten Staaten, auch er könne sich nicht für den „großen Theddy“ begeistern, werde ihn, als den Mann der Praxis und Erfahrung, vielleicht aber dem weltfremden Theoretiker vorziehen, der mit allerlei Dogmen und vorgefaßten Meinungen in das höchste Staatsamt komme und Jahre brauchen könne, ehe er sich in die Wirklichkeit einfühle, seine Denkform in deren oft harte Gebote einpasse. Die Aufgabe, von der Willkür eines solchen Mannes sich strecken und kürzen, in neue Form kneten zu lassen, dürfe, wers gut mit den Vereinigten Staaten meint, ihrer wirthschaftpolitischen und sozialen Struktur nicht zumuthen. So ungefähr sprach auch in Deutschland das erste Vorurtheil über Herrn Dr. Woodrow Wilson. Vor Professorenpolitik hatte Bismarck, einst das Ziel ihres grimmigsten Hasses, dann, in der Glorie des Erfolges, ihr Abgott, oft spöttisch gewarnt: und nun wollte das Land ohne Ba-

salte und Ritterlegenden, das Volk fleißiger Farmer, Fabrikanten und Händler das bedeutsamste Staatsgeschäft und das höchste Staatsgeschick einem von Erfahrung nicht belehrten Professor anvertrauen? Mit der überlegenen Selbstzufriedenheit Dessen, der an ererbte Allweisheit, an die Eingebung besonderer Gottesgnade glaubt und, mit noch feuchtem Auge, jauchzt, wenn auf Amurath wieder Amurath, auf den Vater Friedrich der Sohn Friedrich folgt, harrte man des Schauspieles, das jenseits von der Atlantis nun werden mußte. Was, hieß es vielfach, nützt den Leuten die Republik, wenn ein Professor ihr Haupt ist? Daß der Bürger den weder durch angeborene noch durch erborgte Majestät, weder durch Purpur noch durch den Goldschimmer des Waffenrockes Ehrfurcht gebietenden Präsidenten öffentlich ungestraft, nach dem Witzwort von Mark Twain, einen Esel nennen dürfe, schien Manchem der einzige Vortheil, den diese seit Jahrtausenden immer wieder gepriesene Staatsgestalt der Volksmasse spende.

Psychologie ist nicht die starke Seite des Deutschen. Allzu leicht ist er bereit, sich dem fremden Volksthum [illegible] sich ihm ganz hinzugeben. Wer anders ist als das in der Heimath Gewöhnte, ist ihm unheimlich, scheint seinem ersten Blick häßlich; und oft tadelt ers laut, statt sich um das Verständniß der anderen Wesensart zu bemühen. Auch, glaube ich, hat man noch nicht genug auf die gefährliche Thatsache geachtet, daß die Volksmassen, die auf den Gebieten feinerer Geistigkeit Analphabeten sind, einander fast nur aus den Witzblättern „kennen". Nun ist Witz (wenn er sich zu echtem Humor auch verhält wie Saccharin zu Rohrzucker oder in Blech konservirte Bohnen zu frischer Ackersfrucht) gewiß köstlicher Besitz; doch er wird Denen, die Witzfabrikation als alltägliches Geschäft treiben, zu einem Gesicht und Geschmack trübenden Hirnschnupfen. Für ihren stets offenen Laden brauchen sie vereinfachte Formen und grelle Farbentöne; aus der Fülle vielfach nuancirter Wesenszüge, die das innere Bild einer Nation den nachdenklichen Betrachter ahnen läßt, machen sie einen plumpen Typus, der weithin kenntlich ist, aber von dem Wesen, dessen Extrakt er geben sollte, nur ein paar Höcker, Gesichtswarzen und Beulen bewahrt. Jahrzehnte lang war im Atlas dieser Witzblattwelt der Franzos ein windiges, kokettes Kerlchen, halb Phraseur, halb Friseur, der Deutsche ein in Wollstoff gewickelter, bär-

tiger und bebrillter Höhlenbewohner, der Engländer ein in breit karrirten Cheviot gekleidetes Lineal und der Nordamerikaner, den träge Dummheit immer noch „Yankee“ schilt, der dürre Dollarjäger und Anbeter des Goldenen Kalbes. Lebt Der etwa nur jenseits vom Atlantischen Ozean in Heerden? Hat nicht jedes dem Kapitalismus unterthane Land eine Menschenschicht, die alle Kraft an den Erwerb, an die Häufung der Geldmacht setzt? Darf Einer, der nicht blind ist oder sein will, übersehen, wie beispiellos Großartiges amerikanischer Idealismus in Wohlthätigkeit für die leiblich und geistig Armen leistet? All diese Einwände warnender Vernunft blieben ertraglos. Vergebens hatte vor Jahrzehnten Herr Paul Bourget, hatten später deutsche Gelehrte, vom Augenschein erleuchtet, das alberne Märchen widerlegt, in den Vereinigten Staaten habe King Dollar im Osten, King Cotton im Westen den Geist erwürgt und von den Idealen der Lincoln und Washington kaum noch das Buchstabengewand übrig gelassen. Von Leuten, die, als Fabrikanten, Händler oder Kunstreisende, Amerika in kürzerer Zeit, als in Europa möglich gewesen wäre, reich gemacht hatte, die sich zu Dankbarkeit aber nicht verpflichtet fühlten, wurde dieses Märchen in jedem Jahr wieder in Kurs gesetzt. Dürfen wir gar so empört klagen, daß man uns Militaristen und Boches, Hunnen und Piraten schimpft und uns nach einem Häuflein schreisüchtiger Kraftprotzen beurtheilt, wenn wir selbst, sogar in Friedenszeit, zur Bezeichnung eines Gemeinwesens von der Größe, Jugendkraft, Zukunftmöglichkeit der Vereinigten Staaten immer nur die vier Worte anwenden: Dollar, Trust, Korruption, Monroe-Doktrin (die, in ihrem historisch bedingten Ursprung, ihrem Sinn und Ausblick unerforscht, als das Merkmal eigensüchtiger Ueberhebung gedeutet, also gefälscht wird)? Auf der von so krüppelhafter Völkerpsychologie gepflasterten Landstraße erwirbt man keine Freundschaft. Nur Schlagwörter zu bequemem Alltagsgebrauch und verleitende Trugschlüsse. Einer davon, ein besonders thörichter, lautete 1913: „Die Yankees möchten Mexiko einstecken und sind wüthend, weil der weltfremde Professor, den sie zum Präsidenten erwählt haben, den Kampf um das Oelparadies nicht schlau genug anfängt.“ Das Zerrbild war fertig. Die kleine Schaar der wirklich Gebildeten wußte, freilich, immer, daß solcher Schwatz das Sinnen und Trachten der Vereinigten Staaten nirgends be-

rührt; daß deren vernünftige Bürger weder an die Annexion Mexikos noch an anderen Imperialismus, durch den ihr ungeheurer Landbesitz noch vergrößert würde, je ernstlich gedacht haben. Der in Witzblattpsychologie erzogenen Menge wars nicht auszureden; die Vorstellung einer Gier, die sich durch den Irrthum einer Präsidentenwahl selbst um die lange ersehnte, mit Speisegeruch schon ihre Nase kitzelnde Beute geprellt hat, haftete fest im Massengehirn.

In dieser Stimmung fand es der Krieg. Die Hochfluth grimmigen Zornes über die Feinde ließ den Gedanken an das ferne Amerika zunächst nicht aufkommen. Das, hieß es, wenn daran erinnert wurde, wird nicht gegen uns sein, niemals im Lager unserer Feinde; unter der Bewußtseinsschwelle regte sich sogar die (von apolitischen Leuten genährte) Hoffnung auf eine tiefe, aus der Zeit der Selbständigkeitkämpfe übrig gebliebene Feindsäligkeit des Amerikaners gegen den Briten, die eines Tages vielleicht das Sternenbanner unserer Kriegsflagge verbünden könnte. Vanitatum vanitas; doch dem ringsum Bedrängten schmeckt jedes tonic, das irgendein Quacksalber oder Apotheker anpreist. Mancher freute sich, als der Deutsche Kaiser sich entschlossen hatte, Herrn Wilson eine Darstellung des in Loewen Geschehenen zu geben, und fand die Antwort des Präsidenten, die etwas einer internationalen Untersuchung Aehnliches ankündete, allzu frostig. Immerhin hielt sich der Glaube, daß die große Republik, in der so viele Deutsche, Deutschenenkel, Iren leben und die, um frei zu sein, sich von Englands Vormundschaft lösen mußte, nie feindlich gegen das Deutsche Reich handeln werde. Bis die Nachricht kam, Amerika liefere den gegen uns Koalirten Waffen, Munition, Kriegsgeräth. Da brauste der Sturm auf und überheulte die Mahnung nüchterner Vernunft. „In allen Kriegen neuer Zeit hat, trotzdem das Deutsche Reich sich für neutral erklärte, die deutsche Industrie einer Kriegspartei Geschütz und Geschosse geliefert und das Recht dazu als die Voraussetzung dauernder Leistungfähigkeit gefordert. Dieses private Liefergeschäft würden die amerikanischen Fabrikanten auch mit Deutschland gern machen, wenn die Seesperre nicht die Abnahme hinderte. Die Vereinigten Staaten wollen nicht einen Rechtszustand, der sie, wenn ihnen Krieg aufgezwungen würde, hindern müßte, die ihnen fehlenden Waffen aus neutralen Ländern einzukaufen; sie wollen nicht, daß jeder

Staat, um nicht von dem bis an die Zähne Gerüsteten überwältigt zu werden, genöthigt sei, schon in Friedenszeit Waffen zu häufen; denn solche Häufung führt in die Versuchung, jeden Streit, statt ihn vor das Schiedsgericht der unbetheiligten Staaten zu bringen, durch Krieg zu entscheiden." Diese und noch weiter ausgreifende Begründung des amerikanischen Handelns wurde besonders deutlich in der Note gegeben, die Staatssekretär Lansing an die Regirung von Oesterreich-Ungarn richtete. Vergebens. Wer hält in so fürchterlicher Wirrniß die Seele, den Kopf von Kriegspsychose völlig frei? Die Menge empfand nur, daß aus amerikanischen Haubitzen und Mörsern amerikanische Munition in die Reihen deutscher Menschen niederprasselе, daß in diesem Industriekrieg Amerikas gewaltiges Gewerbe unseren Feinden helfe, und schwor darauf, daß solche Hilfe mit der Pflicht echter Neutralität unvereinbar und durch eine schnöde Profitsucht bewirkt sei, die wir einstweilen wenigstens mit ehrlichem Haß strafen müßten.

Dieser Haß wurde durch Gerüchte geschürt, deren Nachprüfung in Kriegszeit, unter einem der Censorenwillkür ausgelieferten Post- und Telegraphenverkehr, kaum möglich war. Hier, wurde zuerst geflüstert und bald geschrien, „handelt es sich nicht um beschränkte Waffenlieferung, wie Krupp sie in anderen Feldzügen leistete. Die Vereinigten Staaten sind eine einzige große Waffenschmiede nnd Munitionfabrik unserer Feinde geworden. Sie haben den größten Theil ihrer Gesammtindustrie, auch der, die früher Klaviere und Nähmaschinen lieferte, für diese einträgliche Fabrikation umgestellt; und der Krieg wäre längst zu Ende, wenn solche Lieferung verhindert worden wäre." Ich habe dem Gerücht nie geglaubt. Unternehmer, deren Geschäft lahmte, haben überall, gewiß also auch in der Neuen Welt, von der Kriegskonjunktur Heilung erhofft. Doch die Umstellung einer Industrie, ihre Ueberleitung in die Nothwendigkeiten anderer Fabrikation ist so theuer und beschwerlich, daß sie nur da beschlossen wird, wo die alte Arbeit- und Absatzmöglichkeit aufgehört hat. Warum sollten die Industriegebieter der Vereinigten Staaten, denen, außer ihrem eigenen Erdtheil, der ganze überseeische Markt Deutschlands und Belgiens offen steht und die dem größten Theil des englischen und französischen Kundenkreises ihre Produkte anbieten können, sich zu theurer Umstellung entschließen, die ihnen die Gelegenheit

zur Ausdehnung ihrer Kundschaft nähme und nach dem Kriegmit neuen Kosten rückgängig gemacht werden müßte? Vielleicht hat die geschäftige Phantasie alles aus Kanada, Australien, Südamerika Gelieferte auf das Konto der Vereinigten Staaten gesetzt. Mir schien die Rechnung der „World" glaubwürdig, nach der die gegen uns kämpfende Koalition nur sechs Prozent ihres Kriegsgeräthes aus den United States bezogen habe; von diesem Prozentsatz wäre die Entscheidung niemals abhängig gewesen. Immer habe ich bedauert, daß die Regirung der Republik nicht selbst eine Ziffer nannte; daß ihr Schweigen das Gerücht zu bestätigen schien, nur Amerikas Hilfe ermögliche unseren Feinden die Fortsetzung des Krieges. Ist nicht leicht begreiflich, daß die Eltern, Kinder, Geschwister, Ehefrauen und Bräute unserer Krieger in Zorn über eine Menschenschicht aufflammten, die, ungefährdet, in behaglicher Sicherheit, Kapital und Zinsgenuß dadurch reichlich mehrte, daß sie gegen Söhne eines Landes, aus dem sie nur Freundliches empfangen hatte, Mordinstrumente in ganzen Gebirgen lieferte? Der Tadel, der aus dem Lager der Westmächte in das Weiße Haus schlich, wurde überhört; vergessen, daß Nordamerika für die Ernährung Belgiens in jedem Monat Millionen opfere und mittelbar uns dadurch die Kriegslast erleichtere. Nur von dem einträglichen Waffengeschäft, das ein unzweideutiges Zeichen amerikanischer Deutschfeindschaft sei, war, Tag vor Tag, die Rede. In dem Bewußtsein, der Staatengemeinschaft Lincolns und Washingtons nie ein Leid gethan oder auch nur gewünscht zu haben, fühlte die Volksmenge sich tief gekränkt; und war deshalb bereit, Denen Beifall zu spenden, die sagten, das von allen Seiten umbrandete Deutschland dürfe kein Mittel, das seinen Feinden die Waffenzufuhr auf dem Meer sperren könne, unversucht lassen.

Des Zornes schärfste Spitze bohrte sich in den Ruf des Präsidenten. Der, knirschten redliche Deutsche, konnte das Verbot der Waffenausfuhr vom Kongreß fordern, erzwingen; da ers nicht versucht hat, ist er Britaniens Handlanger und will uns schaden. Daß man den Versuch in den Wunsch nach Begünstigung einer Kriegspartei umdeuten und daß der Kongreß, Abgeordnetenhaus und Senat, ihm die Zustimmung weigern konnte, wurde in der Hitze natürlicher Gefühlsaufwallung gar nicht bedacht. Und während die Presse der Westmächte Herrn Wilson höhnisch vorwarf,

er lasse sich durch deutsche Ausflucht hinhalten und antworte auf Rechtsbruch in höflichen Noten, wurde er bei uns, in der Zeit des heftigen Tauchbootstreites, beschuldigt, mit neutralitätwidriger Demuth sich in englische Wünsche zu fügen. Anklage und Verdammungurtheil schallten so laut, paßten in so häßlicher Schnelle sich den Zerrbildformen der Witzblätter an, daß ernste Geister sich des Lärmens und Schimpfens zu schämen begannen. Auf keinem Feld aber wächst ein Kraut, das Thorheit in Weisheit wandelt. Wenn ich (der Wilsons mexikanische Politik so wenig wie die des dritten Napoleon loben konnte) den von eitler Beifallsucht freien Idealismus des Mannes rühmte, der, um nicht durch die Bedingungen eines Millionenlegates den Klassenspalt weiten zu lassen, aus dem Präsidium der Princeton-Universität schied, wenn ich das von ihm über Washington, die Geschichte des Amerikanervolkes, das Wesen des Staates, über Kabinets- und Kongreßregirung, den Lebensrhythmus des Politikers und Literaten Geschriebene als den Ausdruck edler Klugheit pries, war ich sicher, in einem ganzen Haufen schmähender Briefe der Verletzung vaterländischer Interessen geziehen zu werden. Davon darf sich nicht einschüchtern lassen, wer die Pflicht empfindet, Wahrheit auszusprechen, die nicht gern gehört wird, aber, weil nur sie verwirrtes Gefühl in klare Ordnung zurückführen kann, gehört werden muß. Was liegt an Schmähung des Einzelnen, wenn der großen Sache der Nation auch nur der kleinste Vortheil errungen wird? Der wollte sich lange nicht zeigen. Den vier bunten Wortsteinchen, aus denen das Mosaik des Urtheils über die Vereinigten Staaten sich bildet, gesellte ein fünftes sich: „Wah'politik". Dieselben Leute, die weder wissen, wie gleichgiltig den Bürgern einer anderen Welt, deren Pivots Südamerika und Ostasien sind, in Friedenszeit europäische Politik war, noch, was Herr Wilson seit 1913 für die wirthschaftliche und soziale Gesundheit der Republik gethan hat, ließen sich nun in den Glauben schwatzen, das Verhältniß zu den in Europa, Südwestasien und Afrika kämpfenden Mächtegruppen müsse auch in dem amerikanischen Parteienfeldzug die Entscheidung bringen. Die Zahl der Deutschen, die vom Wollen ferner Demokraten und Republikaner eine deutliche Vorstellung haben, ist nicht größer als die der Amerikaner, denen die Verfassung des Deutschen Reiches und das Partikularrecht der Bundesstaaten nicht ein Buch mit sieben Siegeln ist. Seit Roosevelts An-

hang in die Republikanergemeinde zurückgekehrt war, galt hier als gewiß, daß der Demokrat unterliegen werde. „Ein Mann, der nicht auf die höchsten Schutzzollgipfel klettern, nicht der gehorsame Knecht großkapitalistischer Syndikate sein will, der den Eisenbahnern den Achtstundentag gewährt hat und für den Deutsch-Amerikaner, Iren und alle von Englands Hochmuth und Schwarzen Listen Verärgerten nicht stimmen werden! Dollar, Trust, Korruption, Monroe-Doktrin!“ Das alte Lied. Reuters falsche Meldung vom Republikanersieg wurde von Schadenfreude begrüßt.

Tief aber war und blieb der Eindruck, als aus Zweifeln die Gewißheit vom Sieg wurde, der wohl der Persönlichkeit mehr noch als dem Parteiprogramm zu danken war. Zweimal hat das Volk der Vereinigten Staaten dem ernsten, gründlich gebildeten, im Innersten sauberen Mann den höchsten Staatssitz eingeräumt; und dem nun auch von Regentenerfahrung Belehrten durch die unbeirrte Wiederholung des Votums ein Ansehen geschaffen, dem selbst der Spötter von gestern sich nicht ganz zu entziehen vermag. Der als „weltfremder Theoretiker“ Verschriene hat gesetzgeberischen Zugriff gewagt, vor dem mancher „Mann der Praxis“, in der Sorge um Massengunst und Beifall aus Wallstreet, vielleicht gezaudert hätte. Auch den Deutschen ist er allmählich in das Maß der Menschen gewachsen, die nur nach dem Befehl der als heilig empfundenen Ueberzeugung handeln. Wer in solchem Ruf steht, ist von Zerrbild und Witzblattpsychologie nicht mehr verwundbar. Der wankende Grund unserer Erde ist an Staatsmännern von Schöpferwillen und Schöpferkraft nicht reich; aus mittelwüchsigem Gesträuch ragt kaum irgendwo ein hoher Wipfel hervor. Deutschland hat keinen Anlaß, Herrn Wilson für einen ihm mit besonderer Zärtlichkeit zugewandten Freund zu halten. Aber es hat (spätestens, seit Deutschlands Feinde die Kunde vom Sieg der Wilsongegner bejubelt haben) an sein ernstes Streben nach Gerechtigkeit glauben gelernt und dankt dafür mit dem aufrichtigen Wunsch, auch im Kampf um das Lebensrecht deutscher Nation würdige Freundschaft mit dem kräftig vorwärtsschreitenden Volk der Vereinigten Staaten und mit deren höchstem Vertreter zu wahren. Wir haben von ihm nichts zu fordern, nichts zu erbitten; und er hat nur den Vortheil seiner Heimath zu bedenken, der ein zerrüttetes, in seiner Kaufkraft gebrochenes Europa nicht willkommen sein kann. Müssen aber nicht alle Menschen guten

Willens eine erfreuliche Schicksalsfügung darin erblicken, daß in der Zeit unnahbarer Krisis der Lenker der stärksten neutralen Macht aus der reinen Höhenluft der Wissenschaft, nicht aus den Dünsten der Klassenkämpfe um Geldmacht, kam, durch muthiges Bekenntniß zu gesundem Idealismus die tüchtigste Volksschicht, nicht durch undurchsichtige Versträhnung in Einzelinteressen einen Caucus für sich gewann? Ein Mann dieses Schlages wird die Kindermärchen von deutscher Rachsucht, deutschem Streben nach Weltherrschaft und Drang nach Südamerika belächeln. Er wird sich auf jedem Weg, auch auf dem steilsten und schmalsten, dem Geist der Menschheit dienstbar fühlen und stets den Punkt suchen, wo dieser Dienst mit der dem Vaterland schuldigen Pflicht nützlich zu vereinen, durch frohen Aufschwung aller Seelen- und Willenskräfte Menschheit und Heimath zugleich zu fördern ist. Nur ein Aufstieg kann den Professor, der Präsident geworden ist, noch locken: der auf den nie umwölkten Berggipfel, von dem die Gestalten der Menschheitbeglücker durch die Erdgeschichte leuchten.

Daß aus seiner Brust das von aller Menschheit ersehnte große Herz aufblühen werde: diese Hoffnung wagte ich schon vor neun Monaten hier auszusprechen. Den Wilson, den mein inneres Auge sah, ließ ich reden, wie er, nach seinem Werk, dem Inbegriff seines Wollens, in Gewissensdrang reden konnte.

„Meine Botschaft ergeht an den Kongreß der Vereinigten Staaten von Amerika und zugleich an alle Reiche, alle Völker Europens, kämpfende und neutrale. Sie will aussprechen, was ist; aus der Summe des in einundzwanzig Monaten Ermöglichten das Nothwendige errechnen und die Wege weisen, auf denen es zu sichern wäre; will also Frieden stiften. Nicht Anmaßung eines mir nicht gebührenden Rechtes hat diesen Willen aufgerichtet. Spräche ein anderer Mund: ich schwiege gern. Wer aber entbürdet mir die schwere Pflicht? Dreizehn Völker sind in Kriegswirrniß. Die nah neutralen Staaten noch vereint zu schwach, um durch ihr Gewicht eine Wägschale senken zu können. Für hunderttausend Keime und Körner, die Europäergeist und Europäerfleiß in unseren Boden säte, haben wir zu danken. Und hätten würdig gedankt, wenn Europa durch unseren Rath gerettet würde. Der kann nur nützen, wenn er aus leidenschaftlichem Drang nach Gerechtigkeit kommt und mit der Zunge des rückhaltlos Aufrichtigen redet. Schmerzende Wahrheit muß gesagt, doch soll Niemand gekränkt

werden. Europa ist in diesen Krieg gestrauchelt, wie ein Kind, dem die dünne Eishaut tragfähig schien, in reißendes Wasser. Braucht es nicht einen kräftigen Arm, ders aus der Strömung hebt? Und diesen Arm hinzustrecken, befiehlt uns Pflicht um so lauter, je näher die Gefahr rückt, daß auch uns die Schicksalsströmung in ihren Wirbel niederlecke. Noch sind wir neutral; nicht ohne Vasalte nur: auch ohne das Vorurtheil, das aus Einheitbewußtsein der Rasse wie Schlingkraut aufschießt. Wer unsere Menschen betrachtet hat, fand in Gestalt und Antlitz die Spur aller Stämme aus Alter Welt; die Wesenszüge des Briten und des Romanen, des Kelten und des Deutschen, der Skandinaven und der Iberer. Wer mit dem Blick die Oberfläche durchdrungen und das Staunen darüber verlernt hat, daß er Donnerstag neben einer Spanierin, Freitag neben einer Schottin saß, die, Beide, in Amerika, von Amerikanern gezeugt und geboren waren, Der wird bald auch in unserem Wesensschrein die Ideologismen und Idealismen aller Völker, oft wirr durcheinandergeworfen, finden. Wir sind Erben, die Ahnen sein möchten. Nicht mehr (trotz dem albernen Zerrbild, das der Neid täglich malt) als andere emsig raffende, häufende Völker auf münzbaren Gewinn erpicht; nur, weil nirgends bei uns, nach dem Wort des deutschen Dichters, unnütze Erinnerungen und verfallene Schlösser sind, eher als die Hüter solcher Horte geneigt, im Besitz den Werthschöpfer, mindestens den Werthmesser zu sehen. Könnte es anders sein, da wir weder Fürstengewalt noch Lehnsmannschaft, weder Kriegerkaste noch Adel haben und der flinke Kopf des Bengels, der feuchte Zeitungen ausschrie, den Kindern Paläste gebaut, wüste Abladeplätze in prangende Gärten gewandelt hat, die noch den Herrn von Versailles entzücken müßten? Fern bleibe stets uns die kindische Grille, Europa in unser Ebenbild umschaffen zu wollen. Fern der übermüthige Wunsch, in das Schicksal eines Erdtheiles, der so lange der Erde Gesetz, der Menschheitgeschichte Inhalt und Form gab, mit der Frechheit ehrfurchtlos Thatlüsterner einzugreifen. Das Feld, auf dem wir gebieten und von dem wir ernten dürfen, liegt zwischen dem Cap Lincoln und dem Cap Hoorn: und hat Raum für alles von Kind und Kindeskind je zu gebärende Volk. Das Heil und das Weh beider Welten aber ist durch feine Nervenstränge so fest verknotet, daß völlige Trennung kaum noch denkbar, das Versiechen der einen ohne tiefe Schwächung der anderen nicht mehr vorstellbar ist.

... Weil Militarismus Bereitschaft zu und Verlockung in Krieg erleichtert und nur fortwuchern oder ausgejätet werden kann, soll bis zu seiner Vernichtung Krieg währen. So wills die laute Losung aller dem Deutschen Reich verfeindeten, die leise aller neutralen Mächte. Wie lange nur ihre? Nach dem unahnbar grausen Gemetzel, von dem heute schon fünf Millionen Leichen, zehn Millionen Krüppel, mindestens, zeugen, wird auch zwischen Hamburg und Bagdad der Schrei nach Friedensverankerung jeden anderen überdröhnen. Ist sie, ist die Entwurzelung des Militarismus möglich? Wir: unabwendliche Gewißheit. Deren Nahen nur durch das blöde Trachten verlangsamt würde, einer Macht ein der Lebensfunktion oder dem Selbstgefühl unentbehrliches Stück aus dem Leibe zu hacken. Diese Macht wäre gezwungen, vom ersten Tag nach dem Friedensschluß an der Wiederherstellung ihres Reichskörpers und ihres Ansehens jedes Opfer von Blut und Gut zu bringen. Besinnet, Grey, Briand, Sasonow, in welcher Gewitterschwüle, welchem Elendsdrang Ihr hinschmachten müßtet, wenn diese verstümmelte Macht das unsterbliche Deutschland wäre, das alle Kräfte des Hirnes und der Wirthschaftmuskeln in den Willen zur Spaltung des vor sein Haus gewälzten Blockes und zur Ahndung frevler Ungebühr sammeln müßte! Vergesset aber, Bethmann und Burian, auch nicht, daß Schmächtige noch empfindlicher als Riesen sind und daß Serbien selbst einmal schon aus der Modergruft, in die es geurnt schien, auferstanden ist! Friedensschluß, der, wie der Krieg, Krüppelvölker hinterließe, brächte nur Waffenstillstand. Und wir wollen nicht Frieden, der Waffenstillstand ist, sondern Waffenstillstand, aus dem edler Friede und Europas Ostern wird. Wollen ihn heute: weil er möglich ist.

Wir: alle nicht von vernunftloser Wuth geblendete Menschen, deren Zahl jeder Tag in Gewimmel mehrt und mit denen aus beiden Lagern, Mann vor Mann, die Toten stimmen. Fernab stehen nur noch, die wähnen, dieser Krieg sei im Wesen anderen Kriegen ähnlich und könne, müsse sogar wie andere, mit Sieg und Niederlage, Vertrag und Entschädigung, enden. Denen noch nicht die Erkenntniß tagt, daß dieses Krieges sicherste, einzig sichere Folge die ungeheuerste Revolution aller Zeiten sein wird, eine Europa durchlodernde, den ganzen Erdtheil umpflügende, neben der die von 1789 und 93 ein neckischer Kinderspaß scheinen mag, und daß jeder Mensch guten Willens und naturfrommer Andacht sich inbrünstig

mühen muß, diese Revolution vor Blutschuld zu schützen und in die Welt des Geistes einzugrenzen. Kein Staat, kein Volk, keine Klasse, weder Mann noch Weib wird nach diesem Krieg, dieser Sintfluth sein, wie sie zuvor waren. Verfassung und Gesetz, Vorurtheil und Bedenken wird, wie Binsen am Teich, der Wirbelsturm knicken. Lasset uns sorgen, daß von dem Opferaltar des neuen Bundes (der Menschheit mit gotthaft beseelter Natur) lieblicher Ruch himmelan schwebe, wie von Noahs Dankbrunst, da seine zweite Taube im Schnabel ihm das Oelblatt in die Arche getragen hatte, durch dessen Gerippe die Botschaft schimmerte: Friede auf Erden!

Waffenstillstand ist möglich. Nirgends Unentbehrliches noch zu erkämpfen; nichts, wodurch des Kampfes Kraftaufwand zulänglich belohnt würde. Dessen Zweck und Ertrag kann nur die Lüftung, Säuberung, Entseuchung, priesterlose, dogmenlose Heiligung des Erdtheiles sein; die Wandlung sumpfigen, muffigen, von Haß umwölkten, von Neid umjüngelten Bodens in die helle Wohnstatt freier, aus eigenem Recht schaffender, drum fremdes Recht achtender Menschen, die, weil sie stark und auf Vernunft stolz sind, den Willen zu friedlicher Auslese der Tauglichsten, Einzelnen und Völker, bekennen dürfen. Der Wolf wird nicht neben dem Lamm grasen noch der Leu das Hasenpanier schwenken. Die Form des Krieges und anderen Gräuels sich aber, von Grund aus, so ändern wie nach der ersten Sintfluth, da der Fluch und die Verdammung alles Lebendigen von der Erde wich und der Regenbogen die Kluft zwischen Gottheit und Thierheit überbrückte. Diese Hoffnung lächelt Euch nicht? Ihr wollt Rache, Strafe, Züchtigung, Zermalmung des Feindes? Nur um den Preis eigener Versiechung kann eine Gruppe die andere niederringen. Und hinter dem Denkmal, Trauermal so allschädlichen Sieges höbe der Militarismus sich in höhere, breitere Wipfelswölbung. Jetzt, aus dem Gefild bewährter Waffenehre, nachprüfbarer Kraftprobe, doch unentschiedener Hauptschlacht, ist er zu roden. Jetzt kann die Macht, die ihn aus dem Vermächtniß des Soldatenkönigs und Fritzens erbte, dann verstauben ließ und erst unter Bonapartes Geißel blank scheuerte, ihn, ohne innere und äußere Verarmung, bestatten. Die Zeit des Wettrüstens starb. Volkswille und Geldnoth hindern, in unbesiegten Ländern, ihre Auferstehung. Rieth Weisheit nicht immer, was morgen sein muß, heute aus freiem Willen zu thun und mit unvermeidlichem Opfer früh noch Nutzen einzuhandeln?

Wie Scharnhorst dem Feind, den Führern der französischen Rebellenheere, das Feldgeschrei nach allgemeiner Wehrpflicht von der Lippe nahm, wie Bismarck das allgemeine Wahlrecht, die von Oesterreich ausgespielte Trumpfkarte, in sein Spiel schob, das den Preußen die Vorherrschaft im Deutschen Bund, dann den nicht Habsburg unterthanen Deutschen die Einheit gewinnen sollte: so wird das neue Deutschland die Losung der Feinde zu seiner machen und mit dem Prägestempel seines Geistes zu dem Werth münzen, der ihm gedeiht. ‚Weil wir im unfertigen, vom Wiener Kongreß verstümperten, der Scheu vor Nationenzersplitterung noch nicht angepaßten Europa von Nachbarsneid bedroht, vom Alb feindlicher Koalition bedrückt waren, haben wir, in Armuth und Reichthum, niemals etwas unserer Wehrmachtstärkung Dienliches versäumt noch verknausert. Daß wir in dem Bemühen, den militaristischen Staat zu erhalten, nicht gaukelndem Irrlicht nachtaumelten, hat der Hochsommer 1914 erwiesen. Nun aber ist, im enteiterten Erdtheil, unseres Strebens Ziel: organisirter Friede. Auf das schon als Männerschulmittel unersetzliche Heer können wir nicht verzichten; nur sein Wesen, Dienstzeit und Dienstbetrieb, nach der Erfahrung von gestern und dem Bedürfniß von morgen wandeln. Nichts irgendeiner demüthigenden Verpflichtung auch nur von fern Aehnelndes hinnehmen; aber in dem vom Spinnengewebe grauer Tückeverträge gereinigten, seelisch geläuterten Europa mit Starken uns über den Rüstungumfang verständigen, in redlicher Genossenschaft mit allen Staaten uns unter Schiedsrecht stellen. Ohne Furcht, überstimmt und in Unbill geduckt zu werden: denn die Sehnsucht nach Friedenswahrung wird in jedem anderen Land zehnmal noch, hundertmal mächtiger als in unserem sein und aus keinem der Wunsch auftauchen, uns, nach dem in zwei Sommern, zwei Wintern Geleisteten, muthwillig anzugreifen.‘ Spräche Deutschland so: seinem in Zukunftbewußtsein gereckten Geist und dem Muth seiner Seele würde die Welt zujauchzen.

Nicht einen Tag länger dürfte der Krieg, nicht einen unnützes Erinnern an vergeblichem Streit danach währen. ‚Horchet! Horcht dem Sturm der Horen! Tönend wird für Geistesohren schon der neue Tag geboren. Felsenthore knarren rasselnd, Phöbus' Räder rollen prasselnd; welch Getöse bringt das Licht!‘ Das Morgenroth verjüngter Menschheit. Die athmet auf. Läßt, endlich, wieder Vernunft zu Wort kommen, Scham über Selbstvergottung und

Feindverteufelung dichte Schleier spreiten. Wer hält die Wette, daß sie aus Waffenstillstand, wenn ihr auch eine Hoffnungblüthe verreifte, erfröre, sich nicht wieder in Krieg entschlösse? Was könnte er ihr bescheren? Den Franzosen Elsaß-Lothringen und Kamerun, den Deutschen Kurland, polnisches, litauisches Gebiet, den Oesterreichern und Ungarn Serbien, die Czernagora, Nordalbanien? Das wäre, statt kräftigenden Friedens, der Keim neuer Kriege; und die Gewißheit zerreibenden Haders im eigenen Haus. Welchem Europäerstaat hat im letzten Jahrhundert die Einverleibung fremden Volksthumes denn leidlich genützt? Rußland, Oesterreich, Preußen, Niederland, Deutsches Reich: keinem; die in Savoyen, an der Seealp Geborenen sind Halbfranzosen und, wie die meisten auf Fremdenindustrie Angewiesenen, der Brandung des Nationalgefühles entrückt. Annexion ist von Hellsicht längst als eine mit Europäergewohnheit unvereinbare Art der Machtdehnung erkannt worden. Sie ist rasch verkündet. Ist der geschluckte Bissen aber unverdaulich und spiee der Schlinger ihn gern wieder aus: Ehre befiehlt, ihn bei sich zu behalten und, noch mit Lebensgefährdung, gegen Feindesgier zu vertheidigen. Deutsche Banken und Industriegesellschaften beherrschen (kontroliren: heißt der newyorker Heuchelausdruck) manches ausländische Unternehmen; offen oder hinter eine mit anderen Farben bepinselte Wand versteckt. Sie erwarben die Aktienmehrheit oder eine ihr nahe Summe, aber nicht Gebäude und Boden; und hüteten sich, deutsche Beamte ins Haus zu setzen und die Reichsfahne herauszuhängen. Warum müssen Staaten unklüger handeln? Macht giebt Recht; Machtschein nur Aergerniß. Meines Geistes Auge sieht neue Zeit... Frankreich, das liebenswürdig unvernünftige, vor unheilbarer Erschöpfung der Zeugerkraft bewahrt; der von altgallischer Fröhlichkeit umkicherte Quell feinsten Gesellschaftvergnügens und bald vielleicht, auf eigenes Verlangen, wie das (auch von Rachsucht) freie Belgien, von dessen Aufbaukosten Deutschland zwei, England und Frankreich je ein Viertel übernehmen, neutralisirt. Großbritanien: Erdmacht und Seemacht, dem grämlichen Wunsch entwachsen, Europens mißtrauisch nörgelnder Vormund zu sein, rauh aus trägem Schlummer, allzu lässigem Behagen geweckt; dem Deutschen Reich, dem es Kohlenstationen und weites, ergiebiges, nicht von Fremdkeilen durchsetztes Siedlerland geöffnet hat, aufrichtig versöhnt; zwischen Gleichberechtigten der Vormann auf dem von Pri-

senrecht und anderem Mißbrauch neidiger Raubzeit befreiten Meer. Rußland endlich, nach dem Orkan, von Tatarenwust und Spukbleibseln reingefegt; mit breitem Ausgang in stets offenes Meer; fern von der Sucht, aus Glaubensgemeinschaft, über Binnensee und Gebirg hinweg, Machtzoll zu pressen; dem Völkergerichtshof verpflichtet, Balten, Finen, Polen, Ukrainern, Letten kein Staatsbürgerrecht zu stümmeln; Bauerland, das alle Kraft für moderne Wirthschaft, Schulen, Wege aufwendet, seine Städte aus funkelnden Beulen in Sammelbecken für die kräftigsten Volkssäfte wandelt und seinen Tshin, geistlichen und weltlichen, im Feuer fessellosen Massenzornes läutert. Oesterreich-Ungarn ein Staatenbund, zwischen deutschem und schweizer Muster, in den Serbien, mit allem Serbenvolk und guten Handelshäfen, als selbständiger Bundesstaat, wie Sachsen in Deutschland, aufgenommen ist, jeder Balkanstaat, wenn ers will, aufgenommen werden kann; Herr seiner Adriaküste, von der die Westslawen den Erben Roms abschrecken; fest und klar in dem Entschluß, schädliches Vorurtheil auszuschalten, jedem Volk seine Zunge, jedem Glied des Reichskörpers Regungfreiheit zu gewähren; im nahen Orient Sämann und Schnitter. Deutschland: Ihr werdet es prangen sehen. Wenn überall Freiheit herrscht, Güte, nicht schwächlich, gebietet und Menschenrecht noch im zerlumpten Bettler geachtet wird Wenn Europa vor den Grüften und Urnen der Gefallenen sprechen darf: Dafür starbet Ihr; nicht für gestern begehrte, morgen verleidete Landfetzen noch für das zeitwidrige Werk künstlicher Einpflanzung von Stammessplittern, um die aus unserem Fleisch und Blut bald Eiter rönne. Ihr starbet für helle Freiheit und würdigen, in Fels gerammten Frieden des Vaterlandes, der Mutter Europa."

Am siebenten September 1916 beschloß der Senat der Vereinigten Staaten, meine Artikel „Wenn ich Wilson wäre" und „Der wahre Wilson" (denen ich heute ein paar Bruchstücke entnommen habe, die aber auch auf die Nothwendigkeit internationaler Schutzgenossenschaft mit starker Polizeitruppe oder Miliz und zinsendem Schatz hinwiesen) „zu ewigem Gedächtniß" dem amtlichen Sitzungprotokol einzufügen. Im Congressional Record, Band 53, Nummer 223, füllen sie die Seiten 16380 bis 88. Daraus war zu schließen, daß der Senat dem Präsidenten zustimmen würde, der aus dem Bewußtsein der in den zwei Artikeln angedeuteten

Rechte und Pflichten zu ihm spräche. Nun ists Ereigniß. Das Bild, das mir aus Wilsons Schriften entstanden war, trog nicht.

Die Botschaft mahnt zu vernünftiger Bescheidung und meidet selbst jede Anmaßung ungebührlichen Rechtes. Präsident Wilson fühlt sich als den vielleicht Einzigen, der in einem hohen Staatsamt, unter dem Druck schwerer Verantwortlichkeit, rückhaltlos reden darf, keinen Theil seines Wollens zu bergen braucht. Er weiß, daß seine Republik über die Bedingungen des Friedens nicht mitzusprechen hat, und wehrt den Verdacht ab, sie wolle einen ihr nicht gefälligen Pakt hindern oder entkräften. Doch nach seiner Ueberzeugung kann den Frieden, der am Ende solchen Krieges wird, nicht ein gesiegelter Vertrag, nicht der Wille einer Macht, einer Gruppe sichern. Das vermag nur ein Weltbund, der stark genug ist, Störrigen, einzelnen und koalirten Staaten, seine Beschlüsse aufzuzwingen. Und in diesen Weltbund werden die Vereinigten Staaten sich nur einknüpfen, wenn er schützend einen Frieden umfangen will, der, weil er das Menschheitsehnen stillt, Dauer verheißt und des Schutzes drum würdig ist. Wird, nach Englands dreiiger Wortlatwerge, ein „neues Gleichgewicht der Kräfte" erstrebt, die Zwietracht, nicht Friedensgemeinschaft, organisirt, dann winkt dem Mühen kein Lohn: und eines Flickwerkes Bürge will Amerika nicht werden. Gleichgewicht, das dem Jahrhundert zwischen dem Utrechter Frieden und dem Wiener Kongreß das Allheilmittel schien, würde morgen, wie gestern, durch das Machtpfund eines Kleinstaates gestört. Da in beiden Lagern die Absicht auf Vernichtung des Feindes geleugnet wird, ist Friede ohne Sieg zu hoffen. Der brächte nicht Demüthigung, schürte nicht Groll und Rachsucht, wäre nicht in Flugsand verankert. Die milde, nicht schwüle Sonne sieglosen Friedens würde den guten Willen zu freundlicher Verständigung reifen, der eben so wichtig ist wie das der Rasse, dem Stamm zu gewährende Recht. Das soll den Kleinsten selbst fortan nicht bestritten werden; der Riese, ders ihm zu schmälern trachtete, wäre dem Weltbund, der internationalen Schutzgenossenschaft, haftbar. Völker sind nicht das Eigenthum Derer, die über die Staatsgewalt verfügen. Niemand darf Völker in Wechsel des Staatsverbandes, in neue Unterthanschaft, in den Dienst eines Staatszweckes nöthigen, der ihrem Wesen feindlich ist. Keine Nation und kein ihr Zugehöriger soll Dünger

auf fremder Scholle sein; alle sollen den Weg ihres Lebens, Glaubens, ihrer seelischen und gesellschaftlichen Entwickelung frei wählen. Der große Staat lerne den kleinen, das starke Volk das schwache achten; irgendwo sind, im tiefsten Erdgrund, ihre Wurzeln in einander verschlungen und vom Riß der dünnsten Faser blutet im Dunkel und siecht mählich vielleicht noch unter trutzigem Wipfel der Stamm. Die Menschheit, die in hellem Bezirk Sklaven, Leibeigene längst nicht mehr duldet, entwuchs nun auch der Vorstellung, von den Leichen zertretener Völker sich mästen zu müssen, und reckt sich in höhere Ordnung. Trieb nicht gefährliche Tollheit ihre Glieder, zu Verwundung und Totschlag sich wider einander zu waffnen? Wars nicht, als zerfleischte der rechte den linken Arm, den zu naher That unentbehrlichen Gesellen? Aus den Fegefeuern des Krieges kehrt so sinnlose Wuth nicht zurück. Freie Völker heischen die Gewißheit ungefährdet freien Verkehres. Oeffnet allen die Hauptstraßen oder wenigstens neutralisirte Nebengäßchen, die ins Meer führen. Das bleibe frei, jedem Sperrversuch, was auch geschehe, entzogen. Begrenzet, zu Land und zu Wasser, die Rüstung nach dem Rath gerechter Vernunft; Heere und Flotten seien das Werkzeug des Rechtswillens, der Freiheit und Menschenliebe. Löset die Bündnisse und verzichtet auf die heimliche Zettelei, deren Ziel die Mehrung eigener, die Verstümmelung fremder Macht ist, und entsaget, Euch selbst zum Heil, dem Thorenversuch, fremde Volksart in Eure Herrschaft, Euer Staatsgefüge einzujochen. Noch aus dem Lager des Feindes wirbt innige Geduld sich Freundschaft. Warum, wenn Ihr nicht wollt, daß Eure Seele in Wirrniß erblinde, eifert Ihr, Menschen, ehrfurchtlos wider das Menschheitsehnen nach Heiligem Geist?

Ihm hat der Vormann der Vereinigten Staaten gehorcht. Daß sein Grundriß beiden Kämpfergruppen noch nicht genügt, daß seinen Plan billig erhöferter Hohn an jeder Kante zerbeizen kann, kümmert mich heute nicht. Hier ist Einer, der auf sichtbarer Zinne aus freiem Willen sich in das Bekenntniß zu nicht weichlichem Idealismus erkühnt; der in verbrauchter, stickiger Luft den aufrechten Muth zu Neuem hat. Die geduckten Völker, Europens Krankheit und Schmach, nicht aus altem Staatsverband gelöst, doch im Geist, im Innersten frei, die Meere und Meerthore offen, alle Wehrlast erleichtert, statt widrigen Gebündels ein Menschheitbund, Dom und Festung, Gerichtshaus und Werkstatt: in toten Augen weckt der Traum von solchem Weltfrühling ein Lächeln.

Erkenntnißkritischer Realismus.

Die Anzeige einer Schrift des (inzwischen verstorbenen) Oberlehrers Jünemann in der „Zukunft“ vom achtundzwanzigsten Februar 1914 veranlaßte Herrn Dr. Rudolf Weinmann, der jetzt als bayerischer Rittmeister im Feld steht, mir zwei seiner philosophischen Arbeiten zu schicken. Als er meine Aeußerungen über Kant in dem Aufsatze „Deutsch im Gymnasium“ („Zukunft“ vom vierten März dieses Jahres) gelesen hatte, sprach er mir in einem Brief seine Freude darüber aus, daß ich auf seinem Standpunkt stehe, und erinnerte mich an seine Abhandlungen. Ich habe sie darum noch einmal angesehen und finde, daß sie in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdienen. Die bei Leopold Voß in Hamburg 1896 erschienene Schrift „Wirklichkeitstandpunkt“ ist eine überzeugende, klare und gemeinverständliche Widerlegung des sogenannten, des philosophischen Idealismus. Weinmann bestreitet nicht etwa Kants Apriorismus; er stimmt darin mit Kant überein, daß uns die raumzeitliche Anschauung der Welt wie das Denken in den logischen Kategorien angeboren ist, daß wir Beides vor aller Erfahrung üben und daß Erfahrung erst durch die Ausübung dieser Funktionen möglich wird. Aber er schließt im Gegensatze zu Kant: „Wenn unsere Psyche eine ganz bestimmte und unveräußerliche apriorische, also dem Individuum vor aller Erfahrung gegebene Organisation besitzt, so werden wir folgerichtig die Faktoren dieser Organisation zugleich als Faktoren der Welt betrachten. Wie konnte die Psyche zu Raum, Zeit und Kausalität oder der Gesetzmäßigkeit des Denkens kommen, wenn nicht Raum, Zeit und Gesetzmäßigkeit in der Welt gegeben wären, die vor der Entstehung des Bewußtseins längst vorhanden war?“ Ist ja doch der Menschenleib sammt dem Denkorgan ein Produkt der Entwickelung der Organismen: also ist kein Grund einzusehen, warum diese Welt, von der unser Denkorgan ein Theil ist, ein unbekanntes X sein sollte, ganz verschieden von der Welt, die wir wahrnehmen und die nur Erscheinung sein soll. (Erscheinung ist sie freilich, denn so dürfen wir Alles nennen, was wahrgenommen wird, aber nicht nur Erscheinung, nicht ein der Realität ermangelnder Schein.)

Auf die sehr zweifelhafte Entwickelung lege ich kein Gewicht, sondern sage: Da Gott die Körperwelt als Wohnung, Arbeitstätte und Werkzeug für vernünftige Seelen geschaffen hat, muß er Beide einander angepaßt haben. Weinmann

hat gegen diese Auffassung nichts einzuwenden, meint vielmehr, „daß selbstverständlich die theologische Anschauung, die an die Stelle der Entwickelung den Gedanken der Schöpfung setzt, erst recht unserer Ansicht sein kann, ja, sein muß“. In welchem Grade Kants Lehre die Geister noch beherrscht, ersieht man unter Anderem aus einer Stelle des Sammelwerkes „Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkrieg“. Ein Schulmann erzählt, wie sein Lehrer den Unterschied zwischen den mathematischen Lehrsätzen und den physikalischen Gesetzen klar gemacht hat; diese leiten wir aus der Erfahrung ab, jene erkennen wir von vorn herein als nothwendig an, wir schöpfen sie aus uns selbst. Die Unklarheit, sagt der Erzähler, „die für mein Denken in dem ‚aus uns selbst‘ lag, hat mich so lange beunruhigt, bis ich später die Lehre Kants kennen lernte, daß Raum und Zeit Anschauungen unseres Geistes sind“. Freilich sind sie Das; aber nur darum, weil wir die Dinge nicht anders schauen können, als sie wirklich sind. Daß die körperlichen Dinge nur neben einander, also räumlich geordnet, existiren, die Veränderungen dieser Dinge nur nach einander, also zeitlich geordnet, ablaufen können, ist für die Körperwelt eine eben so unabänderliche Nothwendigkeit, wie es für den Geist die logischen, ethischen und ästhetischen Gesetze sind. Sie sind die Daseinsbedingungen des Universums, an denen auch der Schöpfer nichts ändern kann und nichts ändern will, da sie seine eigenen Lebensgesetze sind. Dagegen hinderte ihn kein logischer, ethischer oder mathematischer Zwang, beim Wasser eine Ausnahme zu machen von dem physikalischen Gesetz, daß Erwärmung die Wassertheilchen auseinandertreibt, Temperaturerniedrigung sie zusammendrängt. Bekanntlich gilt dieses Gesetz beim Wasser nur für Temperaturen über vier Grad. Von vier Grad abwärts wird das Wasser durch Temperaturerniedrigung nicht dichter und schwerer, sondern lockerer und leichter, sinkt darum nicht auf den Grund, sondern das erkältete Wasser, später das noch leichtere Eis schwimmt oben und bildet eine schützende Decke. Diese Ausnahme hat der Schöpfer angeordnet, weil, wenn das allgemeine Gesetz beim Wasser ohne Grenze Geltung hätte, bei der Erkältung der Luft unter Null alle fließenden und stehenden Gewässer bis auf den Grund gefrieren würden. Das hätte den Tod aller Wasserthiere zur Folge und würde die Menschen und die Landthiere des Wassers berauben; und da die Frühlingsonne die ungeheuren Eismassen nicht zu schmelzen vermöchte, würde die zu einer immerwähren-

den Eiszeit verurtheilte nördlich gemäßigte Zone nicht sein können, wozu sie bestimmt ist: die Wohn- und Wirkungsstätte der höchste Kultur schaffenden Rasse.

Es sind verschiedene Beweggründe, die Weinmann und mich zur Beschäftigung mit der Erkenntnißkritik drängen. Er möchte die Kluft ausfüllen, die Kant zwischen dem Objekt, der Wirklichkeit, und dem betrachtenden Geiste, dem Subjekt, gerissen hat. Kant sei freilich noch Realist, leugne nicht, daß außerhalb des Ich eine Wirklichkeit, eine objektive Welt existire, aber er mache aus dieser ein unbekanntes X, und nach ihm sei Fichte gekommen, der dieses werthlose und überflüssige X vollends beseitigt habe. „Statt eines Realismus also, der durch seine subjektivistische Färbung unsere ganze so reiche Wirklichkeit, die Welt, wie sie uns Astronomie, Geologie, Biologie, Physik, Chemie, Anthropologie und Geschichte zeigen, wie sie in der Entwickelungsgeschichte in ihrem Werden uns entgegentritt, wie sie von der Ethik und Ästhetik vorausgesetzt ist, zu einem unvorstellbaren und undenkbaren X verflüchtigt und im Grunde vollständig auflöst, gelangen wir zu einem erkenntnißtheoretischen Standpunkt, der unser Weltbild in seiner ganzen Großartigkeit, in seiner raum-zeitlichen Unendlichkeit unangetastet läßt." Mir bereitet die Verlegenheit der Philosophen, die nicht wissen, wie sie, über die selbstgegrabene Kluft hinüber, auf den Boden der Wirklichkeit, auf die Grundlage aller Wissenschaften gelangen sollen, wenig Schmerzen. Mir ist es um zwei andere Dinge zu thun. Erstens bedaure ich, daß die dem Denkerhochmuth schmeichelnde Schrulle: Das Ich „setze", also schaffe die Welt, immer noch hochstrebenden Jünglingen den Zugang zum Theismus sperrt, der einzigen Weltansicht, die allen intellektuellen, ethischen, praktischen und Gemüthsbedürfnissen des Menschen genügt. Zweitens bemühe ich mich, diesem Theismus eine unerschütterliche philosophische Grundlage zu schaffen durch den auch in dem Artikel über Jünemann geführten Nachweis, daß die Subjektivität der sekundären Qualitäten den Denkenden in ein unerträgliches Dilemma verwickelt ohne die Annahme des bewußten Gottes. Weinmann steht dieser Lehre Lockes skeptisch gegenüber, meint jedoch, eine Welt ohne Farben, Töne und Gerüche sei immerhin noch denkbarer als eine Welt ohne Raum, Zeit und Kausalität und als das undenkbare Ding an sich; und die niedrigsten Thiere hätten ja gar keine andere als diese arme Welt. Aber wegen der starken Betonung der Entdeckung Lockes wird mich Weinmann

vielleicht der Gruppe von Psychologen (ich kenne sie nicht) zugesellen, die er in der „Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane“ bekämpft und als deren Grunddogma er die dem Idealismus zuneigende Ansicht bezeichnet, die objektive Welt sei an das reine Ich, an das bewußte Ich geknüpft. Das glaube ich freilich auch, aber nicht in dem Sinn, daß ohne das Ich und außerhalb des Ich die Körperwelt nicht existire, sondern in dem anderen Sinn, daß Gott sie nicht geschaffen haben würde, wenn er nicht Menschen hätte schaffen wollen, weil sie nur als Wohnung und Werkzeug empfindender, also bewußter Wesen Sinn hat, da Farben, Töne, Gerüche, Wärme, Weichheit, Härte, Glätte nicht denkbar sind ohne sehende, hörende, riechende, die Wärme, Weichheit, Härte, Glätte wahrnehmende Wesen.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.



Leonidas.

Wir sind bereit, Du dunkle Todesstunde.
Die Edelsten erliegen vor den Massen,
Wir wollen uns getrosten Muthes fassen;
Du trägst so herbe Süßigkeit im Munde.

Von drüben kam uns ungewisse Kunde,
wir wissen einzig, was wir hier verlassen;
schön laßt uns und in Herrlichkeit verblassen,
es schimmre golden auf des Bechers Grunde.

Soldaten! Wascht die Leiber, macht sie glänzen,
die Locken salbt, die Stirnen wollet kränzen,
das Glück des Menschen liegt im Augenblick,

Die Furcht allein entbrütet Mißgeschick.
Soldaten! Ich befehle: Steckt die Grenzen
und ordnet Euch zu festlich heitern Tänzen!

Joachim Freiherr von der Goltz.

(Aus den Deutschen Sonetten; im Verlag von Bruno Cassirer.)



Das Gottesauge.*)

Schmiedjel hatte ein Papiergeschäft. Ansichtkarten, Kontobücher, große und kleine Flaschen Tinte, flüssiger Gummi, Schreibpapier in bunten Cartons waren in seinem Schaufenster ausgestellt. An der zum gewölbten Laden führenden kleinen Eingangsthür klebten die neusten Depeschen vom Kriegsschauplatz. Alle aus dem Markt kamen vor die Thür Schmiedjels gelaufen, um die Telegramme zu lesen. Stand das Selbe wie gestern drin, wollte man doch nicht vergebens gekommen sein; etwas verlegen zwar sah man dann ins Schaufenster, wo eine hübsche Ansichtkarte schließlich zum Kauf verlockte. Die dicken schwarzen Buchstaben auf dem Telegrammzettel leuchteten, erweckten die Neugier und zogen die Leute an. Nicht umsonst hatte Schmiedjel die Zettel auf seine Thür geklebt: er kannte seine Blüthenauer.

Im Markt war zur Sommerszeit reges Leben. Städter kamen, um mit ihren Familien die Ferien dort zu verbringen. Hübsche Quartiere, ländliche Küche machten den Aufenthalt angenehm. Es lebte sich gut. Die Kinder tummelten sich auf den Wiesen, in den Wäldern und besonders auf dem schönen, großen Ausee umher, der zwischen hohen Bergen gebettet lag und das landschaftliche Bild reizvoll erhöhte. Ausflüge in die Umgebung, Bergtouren gab es genug, und wer bescheidener in seinen Ansprüchen war, konnte sich gerade in Blüthenau wohl fühlen. Zwar lag es nicht an der Staatsbahn; eine Lokalbahn führte dahin. Das gab dem Ort etwas Verträumtes, das gewiß auch einen Reiz besaß. Der Krieg hatte viele Blüthenauer ins Feld gerufen, Sommergäste aber hatten sich nicht abschrecken lassen; eher zahlreicher waren sie erschienen. Was in der Stadt schwerer, war gerade auf dem Lande leichter zu erhalten. Das wußte man: so waren alle Wohnungen vermiethet und die Gasthöfe besetzt. Blüthenau stand in Blüthezeit.

Betrat man abends die Wirthsstuben, so überraschte die Munterkeit, während draußen doch der grausame Krieg tobte. Vereinzelt blickte ein Sinnender wohl ernster vor sich hin. Im Allgemeinen aber herrschte lustige Ausgelassenheit. Stimmte die freie Natur dazu?

Ueber die Sorglosigkeit, mit der die Städter ihr Geld ausgaben, schüttelten die Blüthenauer, die immer sehr auf ihren Säckel sahen und geizig waren, die Köpfe: „Zu derer Zeit, solch' Leichtsinn!“ Im

*) Der Verfasser dieser Skizze, Herr Paul Kalisch, den Deutschland als edlen Sänger, ein engerer Kreis als ungemein begabten Satirenzeichner kennt, hat, unter dem Titel „Lebende Geschichten“, im berliner Kladderadatsch-Verlag A. Hofmann & Co. ein Bändchen veröffentlicht, das ihn als einen vor Natur und Menschheit andächtigen Weltbetrachter und künstlerisch redlichen Darsteller inneren Erlebnisses empfiehlt. Wenn der leise Humor, der in ihm ist, sich völlig entschüchtert hat, wird dieser Erzähler die Hoffnung erfüllen, die sein erstes Buch keimen ließ.

Extrazimmer des Hellbräu aber saßen die Bürger unter sich und konnten „dischkurriren“.

Schmiedjel war Witwer. Sein einziger Sohn, Maler und Anstreicher, stand schon seit Beginn des Krieges an der russischen Front in einem Pionierbataillon. Durch Tapferkeit hatte er sich hervorgethan und war ausgezeichnet worden. Jetzt kam lange keine Nachricht von ihm. Der Vater las die Zeitungen, vertiefte sich gern in Bücher, die von Weltgeschichte sprachen, und klebte in umständlicher Genauigkeit des Kleinkaufmannes die Kriegstelegramme an seine Ladenthür, als gäbe er, der Unterrichtetste, die neusten Nachrichten selber heraus. So wurde er denn, kamen die Geschäftsfreunde und Handwerker abends im Hellbräu zusammen, seiner Wißbegier halber etwas gehänselt. Einmal, da er, als Politikus, befragt worden war, wie es denn mit dem Krieg enden werde, warf Schmiedjel mit schelmischem Blick überlegen hin: „Nix schaut raus, unschenirt, punnisch!“

Der Kunstmaler Alois Stoißer hatte in Blüthenau mit seinem Lichtbildervortrag guten Erfolg gehabt. Solche Einnahme hatte er, als er in den kleinen Markt kam, nicht erhofft. Stolz spazirte er durch die Gassen und Anlagen, schaute mit kritischem Kennerblick Häuser und Giebel an und bequemte sich auch in die große Marktkirche zu gehen. Ziemlich lange weilte er dort, und als er aus dem Gotteshaus auf den Platz trat, trug er die Nase etwas höher als gewöhnlich, obwohl sie so wie so aufwärts gerichtet war. In seine Augengläser schien gerade die Sonne, die dadurch zwei helle Lichtflecke in Stoißers Gesicht malte. Gravitätisch blieb er stehen, spitzte den schwulstigen Mund, setzte den verschlissenen Krempenhut keck auf den dicken Schädel und stolzirte mit dem Bewußtsein, eine Persönlichkeit zu sein, zum Ausee hinunter.

„Gar net übel, gar net übel, d'Lichtbülder!“ meinte der Schlossermeister und Bürgermeister am runden Tisch im Extrazimmer. „Kassa g'macht hat der Herr Stoißer“, schmunzelte der Gemischtwaarenhändler. „Wie viel kann eing'angen sein?“ „Den Kronenwirth mußt halt fragen, der macht sei G'schäft und klagt all'weil!“ fiel der Spengler, der magere, ein; „a Hunderter g'wiß?“ „Ha! Mehr!“ rief durch seine Posaunenbacken der gedunsene Bäcker. „d'Lichbülder freili, aber der Fürtrag, der g'schwoll'ne? Unschenirt, nix schaut raus, a Protz, der Herr Stoißer!“ So murmelte Schmiedjel vor sich hin.

War es Zufall oder Absicht, daß der Kunstmaler Stoißer das Hellbräu aufgefunden hatte? Kurzes Anklopfen; und mit der Thürklinke des Extrazimmers auch schon in der Hand, bot er Denen am Stammtisch ein: „Guten Abend, mit Erlaubniß, meine werthen Herr'n!“ Wenn man vom Wolf spricht, ist er da, so dachte Schmiedjel. Der Bürgermeister aber katzbuckelte fein manierlich: „Gschamster Diener! Herr Kunstmaler! Was verschafft uns d'Ehr, bitt' schön, nur Platz z'nehmen ..... g'rad' hab'n mer von Ihna g'red't!“

Nach Bekanntmachung und Komplimentiren saß, als wenn er

dazu gehöre, der große, dicke Herr Alois Stoißer, am runden Stammtisch. Bald war die Gesellschaft vollzählig. Den Heern Kunstmaler, als eine Berühmtheit, unter sich ganz in der Nähe zu haben, Das belebte die Unterhaltung, befriedigte die Neugierigen.

Der Erfolg des Vortrages, das dienernde Entgegenkommen der Blüthenauer ließ Stoißer schnell auf sein im Stillen gestecktes Ziel losgehen. Zeit ist Geld! Drum lobte er, was das Zeug hielt, schmeichelte dem Bürgermeister besonders und kam dann vorsichtig, aber sicher auf die alte, schöne Marktkirche zu sprechen. Die Stammtischler waren ganz Ohr, und da man das Trinken nicht vergaß, so war bald eine Zärtlichkeit für den „Herrn Kunstmaler" erglüht, der so erfahrungsvoll und sympathisch „plätschern" konnte.

„Ist Ihnen, meine werthen Herren, an der Decke des Kirchenschiffes nichts aufgefallen?" Wohlwollend kam die Frage über die schwulstigen Lippen Stoißers. Und wie auf ein gegebenes Zeichen fuhren plötzlich die errötheten Köpfe allesammt in die Höhe und schauten, als säßen sie in der Kirche, zur Decke empor.

„Ja, meine verehrten Herren," begann Stoißer sehr bedeutungsund vorwurfsvoll, „der Kenner sieht so Etwas auf den ersten Blick; und obendrein schaut es auch verletzend, sogar beleidigend aus.., Das Gottesauge, nämlich!" Die Spannung wuchs. „Das Gottesauge, meine Herren, nämlich... schielt!"

„Maria und Josef!" „Himmelsa...!" „Wär' net übel, wär' net übel!" erscholl es; und „unschenirt!" hatte Schmiedjel heruntergeschluckt. Ein Zeppelin über Blüthenau hätte kaum mehr überraschende Bestürzung hervorrufen können.

„An einem heiligen Ort", fuhr Stoißer salbungvoll fort, „dürfte kein Makel sein; unter uns gesagt", sprach er leiser, „müßte das fehlerhaft Entweihende eigentlich entfernt werden. Das, meine Herren, wollte ich Ihnen zur Ueberlegung sehr empfehlen und ans Herz legen." Innerlich triumphirend, stand Stoißer in seiner ganzen Größe auf, bot den starr Fassungslosen eine: „Gute Nacht, meine Herren!" und überließ sie ihrem Schicksal. Die Bombe hatte eingeschlagen.

Schon des Berufes wegen sind Bäcker Frühaufsteher. Diesmal aber war Meister Buntschu noch zeitiger als gewöhnlich auf den Beinen. Er hatte, gleich seinen Gefährten, eine recht unruhige Nacht gehabt und schob nun seinen dicken Körper etwas nervös und hastig vorwärts zur Marktkirche. Da kam ihm der Bürgermeister auch schon auf dem Platzl entgegen. Die Frühmesse hatte noch nicht begonnen; so konnten sie, erregt zwar, aber ungestört, Nachschau und Prüfung halten, ob des Kunstmalers schwere Behauptung auch wirklich auf Wahrheit beruhe. Der Schreck war ihnen gründlich in die Glieder gefahren. Jetzt kamen die Anderen vom Stammtisch auch noch hinzu. Vorsichtig und leise konnte nun die prüfende Musterung beginnen.

Schmiedjel war in den Federn geblieben und träumte „unschenirt" vom Punischen Krieg. Stoißer schnarchte mächtig.

Der graue Morgen in der kalten Kirche hat etwas Frostiges. Die mangelhafte Nachtruhe, ungewohnte Frühstunde, Tabakrauch und Bier vom gestrigen Abend machen die Augen brennend.

An der Decke des Kirchenschiffes webt ein bleicher, fahler Dunst. Je länger man zum Gottesauge hinaufschaut, um so größer wird der dunkle Fleck. Flimmert es nur so? Hat der Kunstmaler gehext? War Das früher nie bemerkt worden? Freilich: ganz sauber schaute das Auge nicht aus. Geschehen war Etwas damit.

„Schielen... meiner Seel, g'rad schielen thut's. Zwinkert's gar? Jessas! Wie a böser Blick schaut's heraus... Reparir'n mer's. Wann's publik würde, in d'Zeitung einikäm, d'Blamasch! Na! Dös wär' a G'schicht! Reparirt muß's halt werden... Gleich muß's g'scheh'n! Der Geistlichkeit wird's eh recht san, wann's wieder in d'Reih kämmet und Alles sei Ordnung hat!... Freilich, repariren thun mir's. Nix wird gered't! Mörtl is halt von der Decken g'fall'n, verputzt muß Dös werd'n... und Schluß!"

So spukte es in den Köpfen der Prüfungskommission.

Der Bürgermeister wollte die Sache gleich in die Hand nehmen und dem Pfarrer, der längst für Aufbesserung von Schadhaftem war, die Angelegenheit unterbreiten. Etwas erleichtert, trennten sie sich jetzt und gingen an ihre gewohnte Arbeit.

Nach peinlicher Erwägung der Umstände wurde beschlossen, dem Herrn Kunstmaler Alois Stoißer die Ausbesserung des Gottesauges zu übertragen. Stoißers Ziel war erreicht. Pünktlich erschien er nun abends am Stammtisch, trank viel, erzählte selbstbewußt und verstand sich bei den leichtgläubigen Bürgern einzuschmeicheln. Bald war das Gerüst von der Empore zur Decke des Kirchenschiffes hergestellt; die Arbeit konnte beginnen. „Soll das Werk den Meister loben, doch der Segen kommt von oben."

Der Kunstmaler hatte einen Kater. Das Bier war entschieden zu jung. Und als er in die Marktkirche ging, war ihm gar nicht wohl zu Muthe. Wie hoch eigentlich die Decke ist und wie schmal die Leitern sind! Wackeln sie? Jedenfalls halten sie. Nur hübsch vorsichtig, daß nichts passirt, stufenweise... links, rechts, links, rechts. Immer gleichmäßig, vorwärts, hinauf! Weshalb knarrts, warum biegt sichs? Ruhig, ruhig bleiben... So! Das erste Podest ist erreicht. Schwitzt Stoißer schon? Er wischt sich allerdings den Schweiß von der Stirn. Aber nur weiter. Sein dicker Körper ist ungelenkig. Der Bauch streift die Sprossen. Im Magen rumort es, ihm ist übel. Er steigt und steigt und quält sich. Da! Wie unangenehm! Spinngewebe verschlingt sich am schwitzigen, dicken Schädel. Mit der Linken fest die Leiterwange umklammernd, entfernt er mit der Rechten zitternd die klebrigen Fäden. Dabei geräth der Riemen in Unordnung, an dem der Malkasten über der Schulter hängt. Beinahe! Eine Sprosse gefehlt. Fatale Geschichte, die Kletterei. Wie hoch er schon ist und wie tief unter ihm der Steinboden ausschaut. Verflixt! Pfui! Der

Splitter! Mit Bauch und Brust an die Leiter geschmiegt, versucht er, das schmerzende, spitzige Holz aus der Hand zu entfernen; halbwegs gelingt es. Gerade ihm gegenüber ist das runde Kirchenfenster; es steht offen, eine lange Schnur hängt, vom Windhauch leicht bewegt, herab. Draußen ein heller, fröhlich weiter Sommertag, drinnen eine kalt ummauerte Oede. Lustig quietschend, schwirren am Fenster die Schwalben vorbei, um Stoißers fettigen Kopf summen die Fliegen. Ein Seufzer! Immer langsamer kommt er vorwärts, muß sich verschnaufen. Kalter Angstschweiß läuft ihm am Genick herunter. O, weh! Die Leiter wackelt ja! Nur jetzt noch zusammengenommen... Da! Vor ihm das Gottesauge! So groß, so groß... Wie es ihn anstarrt! Nur zu! Jetzt, jetzt ist er endlich oben. Schwach und erschöpft lehnt er sich an die Wölbung der Decke. Schwarz wird es ihm vor den Augen, Ringe tanzen... riesengroß ist das Gottesauge geworden. Er schwankt, will mit den Händen nach einem Halt greifen, findet ihn nicht und sinkt, ohnmächtig taumelnd, auf die zitternden Bretter des schmalen Gerüstes zusammen... Da liegt er nun! Wie lange? Als er erwacht, weiß er es nicht. Er schämt sich seiner Schwäche. Noch ist die Uebelkeit nicht überwunden; dennoch will er trotzen, er, Stoißer! Da er aber aufsteht, faßt ihn der Schwindel wieder und die Knie zittern. Setzen! In der Ecke steht eine Kiste. Gott sei Dank! Zu ihr! Heftig stößt sein Kopf an die Wölbung. Gekrümmt tastet er vorwärts und findet endlich auf dem Kasten den ersehnten Ruhesitz. In die Hände stützt er den Schädel, der brennt und brummt. Die Augen muß er schließen, so übel ist ihm. Was beginnen? Abwarten! 's wird besser werden, vergehen. Die kupfernen Schläge der Glockenuhr dröhnen donnernd an sein Ohr. Schlägt schon die Schicksalsstunde? Schallwellen umwogen, Gewissensbisse quälen ihn. Immer muthloser wird er. Da sitzt nun der große, dicke Stoißer, zerschlagen, gedemüthigt, und wünscht sich aus seiner schwindelnden Höhe wieder zur Erde herunter.

Schmiedjel hatte gut ausgeschlafen und war gerade dabei, die neusten Telegramme, die große Erfolge im Osten meldeten, an seine Ladenthür zu kleben, als ein braungebrannter Soldat mit Vollbart, stramm salutirend, sich vor ihn stellte. „Maria und Josef! Franzl! Ja, meiner Seel, Franzl! Wie schaust denn aus? Grüß Di Gott! mei lieber Sohn!“ Helle Freude strahlte aus den Augen der beiden Männer, die sich lachend umarmten. „Grüß Gott! Vatterl!“ Die Hände behielten sie noch fest ineinander. Liebevoll zog der alte Schmiedjel seinen Jungen in den Ladenraum, küßte ihn auf beide Wangen und rief dann, nach genauer Musterung: „Lass' Di anschaun, fehlt a nix? Ka Bein, ka Arm ..... na, unschenirt, Alles in Ordnung ..... und die Sülberne! Ja, mei, Das, wann die Mutter selig!“ Da kam auch schon d' Nani, die alte Magd daher, die den „Spectackel g'hört“ hatte und nun sprudelte die Rede wie ein Brünnlein. Das war ein Wiedersehen! „Jessas, Franzl! Na, die Ueberraschung! Der Boart! Na! Den mußt halt wieder abrasiren. Schau!

d' Sülberne, Die kannst D' behalten, gratulir, aber . . . . schmal bist D' worden . . . . hast D' scho gessen? Glei mach' i Dir was z'recht . . . . freili! Essen muß der Mensch, na, so a Ueberraschung . . . wie lang' bleibst denn, hast Urlaub, natürli bleibst halt." So ging es fort und der Franzl kam gar nicht zu Worte. Durch Nanis erregtes Hin und Her wußte bald Blüthenau: „Der Schmiedjel Franzl ist da!" Ja, der Schmiedjel Franzl, Der konnte sich sehen lassen. Neunzehn Monate war er fort, gut wars gangen, nix war g'schehn! Der wird erzählen, da erfahren mer was. G'wiß weiß er, wies steht und wann mer Frieden kriegen . . . Franzl! Der is aner!

Lustig ging es im Hellbräu zu, man freute sich, den jungen Schmiedjel wiederzusehen, und die Neugier, von ihm gar etwas „Extras" zu hören, hatte Alle an den Stammtisch gelockt. So wurde denn der Pionier Franzl gehörig mit Fragen bestürmt, harmlosen, oberflächlichen. Nur die Frage, wie er sich die „Sülberne" verdient habe, brachte eine andere Stimmung in die redselige Gesellschaft.

Eine Granate hat die eben fertiggestellte Holzbrücke gesprengt. Sie sind abgeschnitten. In der Nacht muß sie wieder hergestellt werden. Vom strömenden Regen ist der Fluß geschwollen. Die Kugeln sausen. Mit einem Seil um den Leib, die Axt zwischen den Zähnen, springt Schmiedjel in die reißenden Fluthen. Wie durch ein Wunder erringt er das andere Ufer, befestigt das Seil, feuert die Kameraden an, zieht sie herüber und rettet dadurch die Wiederherstellung der Brücke und die schnelle Verbindung. Dann heftet ihm sein Hauptmann die Tapferkeitmedaille an die Brust.

Sachlich und schlicht hatte der Soldat erzählt, ohne Phrase, ohne Selbstbewußtsein. Um so größer war der Eindruck. Stiller wurde es und nachdenklicher. Ja, Die da draußen, Die thun schon ihre Pflicht, bittere, harte Arbeit! . . . . Und Die da drinnen?

Wo war der Kunstmaler? Jetzt erst fiel sein Fehlen auf. Richtig: wo war denn der Herr Stoißerl? „Abgefahren ist er mit dem Frühzug", sagte gelassen der in das Geheimniß uneingeweihte Kronenwirth.

„Abgefahren? . . . Abgereist?!" platzte es plötzlich heraus.

„Mit dem um Sieben! No, was giebt's denn, warum so deschperat?!" fragte begierig und erstaunt der Kronenwirth. Da half nun nichts: die ganze Geschichte mußte erzählt werden. Was war jetzt zu thun? Klagen, prozessiren? Dabei kommt was Rechts heraus! Reparirt muß's halt doch werden; aber wie und wer in der jetzigen Zeit?

Der alte Schmiedjel sah seinen Sohn an, klopfte ihm auf die Schulter und sagte nur, aber laut und deutlich: „Unschenirt, Franzl!"

Wer geübte Ohren hat, hört leises Pfeifen in der stillen, verlassenen Marktkirche. Zwitschern die Schwalben so? Nein, die kennen nicht den Radetzkymarsch. Auf dem hohen Gerüst, lustig, mit frischen, kühnen Strichen, malt der Pionier Schmiedjel Franzl über die trüben Wolken und den schwarzen Fleck den lachenden blauen Himmel.

Scharfling am Mondsee. Paul Kalisch.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.


GARBÁTY
CIGARETTEN

Für Inserate verantwortlich: Friedrich Rehländer, Berlin-Steglitz.
Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.